

(Nachdruck verboten.)

81)

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Drei Tage sollte der erste Verband unberührt sitzen bleiben.

Sonapp war am zweiten Tage zu dem Blinddarmkranken als Wache kommandiert worden.

In der Nacht vor dem dritten Tage gab das Befinden des Kranken zur größten Beunruhigung Anlaß. Das Fieber war sehr hoch gestiegen und er klagte fortwährend über die heftigsten Schmerzen. Entsetzlich stöhnte und jammerte er.

Der herbeigerufene wachhabende Arzt hatte sofort zum Chefarzt telephonieren lassen, der auch nach einer halben Stunde im Lazarett erschien, sich den Kranken ansah und darauf eiligst ein Telegramm an den Spezialisten aufgeben ließ, er möge sofort kommen, der Zustand des Operierten sei höchst bedenklich.

Mitten in der Nacht war das Personal der äußeren Station in voller Tätigkeit. Alles mußte wieder hergerichtet werden zur Operation, die Instrumente schnell ausgekocht und alles, was dazu gehörte, vorbereitet.

Keiner der Schüler war unwillig darüber, mitten in der Nacht aus dem Schlaf aufgeweckt worden zu sein. Sie waren alle gespannt auf den weiteren Verlauf der Operation. Dann legten sie sich auch den Schein der Wichtigkeit bei. Sie fühlten sich zur Operation notwendig und nützlich, und das verlieh ihrer Tätigkeit einen gewissen Eifer.

„Hier galt es doch etwas — vielleicht ein Menschenleben! Das war etwas ganz anderes als in der Front das langweilige Postenstehen!“

Dem Sergeant Bogdahn sahen die Schüler den unterdrückten Ärger an über die schöne Nachtruhe, die er nun eingebüßt hatte. Bornemann machte diese Wahrnehmung Spaß. Mit großer Schadenfreude ließ er sich von seinem lebenswürdigen Sergeanten eine Menge bekannter Namen aus dem Tierreich an den Kopf werfen.

Der eine Gemeine läßt die Schimpfworte seiner Vorgesetzten über sich ergehen, ohne daß sie ihn tangieren. Ein anderer wird wütend, zornig und unterdrückt seinen Ingrimm, indem er seine Fäuste in der Tasche ballt.

Bornemann gehörte zu denen, die sich über die Titulation noch freuen. Ein Heidengaudium gab es für ihn, wenn er wieder eine neue Bezeichnung seiner Individualität hörte.

Gegen vier Uhr morgens kam der Spezialist im Lazarett an. Er schüttelte verständnislos seinen Kopf, wie er aus den Gefästulationen des Patienten herausbekam, daß die rechte Leibeseite ihn am meisten schmerzte.

Sofort mußte wieder operiert werden. Eine Chloroformnarkose hielt der Spezialist für zu gewagt in Anbetracht des schlimmen Zustandes des Kranken. Er entschied sich für eine Aetherbetäubung.

Zur Operation lag seit einer Stunde alles bereit. Der Chefarzt und die Ärzte der äußeren Station waren anwesend.

Eine unheimliche Stimmung herrschte im Operationsaal. An den nervösen Bewegungen der Ärzte bemerkte Volter die Besorgnis um den Patienten. Die Desinfektion seiner Hände besorgte der Spezialist in aller Eile. Besorgt blickte er bei der langsamen Betäubung des Kranken den verbundenen Leib an. Ein großer gelber runder Fleck auf dem Verbandszeugte davon, daß die Wundflüssigkeit bis zu der äußeren Bindenschicht durchgedrungen war.

Vorsichtig wurde der Verband gelöst. Kopfschüttelnd betrachtete der Operateur, den bloßgelegten weißen aufgetriebenen Leib. Kurze Zeit fühlte er leicht mit beiden Händen darauf herum, bis eine kleine Fläche unter der Magenregion seine volle Aufmerksamkeit auf sich zog. Behutsam desinfizierte er diese Stelle und begann danach mit dem Einschnitt. Bei diesem langsamen Vordringen in den Leib blickte er ab und zu fragend dem Betäubten ins Gesicht und fragte den narkotisierenden Arzt leise besorgt nach dem Stand der Atmung und des Pulschlages.

Sobald der Spezialist mit seiner kleinen Lanzette die innere Bauchwand durchtrennt hatte, ergoß sich im großen Bogen ein Strahl dünnflüssigen Eiters aus der Öffnung, der alle Umstehenden beschmuckte.

Vor Erschütterung standen alle wie festgebannt. Der widerliche Geruch der Flüssigkeit verbreitete sich im ganzen Saale.

Volter, der als steriler Mann dem Operateur am nächsten stand, hörte die leise vom Arzt vor sich hingeflüsterten Worte: „Dem hilft nun nichts mehr.“

Mit hastiger Umsicht wurde mit dünner Kochsalzlösung die Darmhöhle ausgespült. Immer wieder fragte der Spezialist nach Puls und Atmung. In kurzer Zeit waren die Tampons eingelegt und der ganze Leib frisch verbunden.

Bornemann und Volter wurden befohlen, bei dem wieder auf seiner Lagerstelle gebetteten, noch völlig Betäubten Wache zu halten. Ein besonderes Zimmer war für den Kranken hergerichtet worden.

Bornemann hatte während der Operation kein Wort gesprochen. Und jetzt war er immer noch stumm, als ob er die Sprache verloren hätte. In einestunde mußte er den wie leblos auf dem Bett liegenden Körper betrachten.

Volter sah sinnend vor sich hin. Die Operation hatte einen so überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht, daß tausend Gedanken ihm wirt durch den Kopf fuhren. Er fühlte, daß er etwas erlebt hatte, das ihm unbergänglich im Gedächtnis bleiben würde.

Auch einer, der dem Tode geweiht ist, dachte er sich, als sein Blick das Lager streifte, auf dem der Gefangene lag. Hier schweigen die militärischen Vergehen und die irdischen Interessen vor der dunklen Allmacht des Vergehens! Was hattest Du Dir wohl für ein Ziel im Leben gesteckt? Und hattest gefehlt? Konntest Dich vielleicht dem Ungeheuer Disziplin nicht unterwerfen — und kamst ins Gefängnis. Nun liegst Du hier — ein Leben, das nur noch nach Stunden zählt. Und auch Dir die Freiheit! Endlich erreicht! Was hattest Du im Festungsgefängnis empfunden? Dachtest Du der Deinen, die vielleicht anfangen, sich Deiner zu schämen? Oder glaubten sie noch an Dich und hatten Dich lieb?

Bornemann hatte sich leise auf der anderen Seite des Lagers auf einen Stuhl niedergelassen.

„Glaubst Du, Volter, daß er wieder wird?“ frug er schüchtern mit gepreßter Stimme.

„Glaube nicht, Bornemann.“

„Schrecklich muß das sein!“

„Ja, ja —“

„Weißt Du, was die Kranken auf der Nebenstube gesagt haben?“

„Nein.“

„Sonapp war doch vor uns bei ihm hier auf Wache. — Und der soll auf eine Viertelstunde mal ausgetreten sein und einen Leichtkranken zum Aufpassen zu ihm geschickt haben. Der Leichtkranke soll gerade ins Zimmer hier getreten sein, als er sein Trinkwasser auf den Verband gegossen hatte.“

„Was sagst Du?“ fragte Volter erschreckt.

„Seine Wunde hätte so entsehrlich gebrannt, soll er dann gesagt haben.“

„Ist das wahr?“

„Jedenfalls. Der Leichtkranke hat es mir gesagt.“

„Wußte Sonapp davon?“

„Sicher. Er wird aber nichts gesagt haben, denn dann wäre er doch reingefallen, wenn das die Ärzte erfahren hätten.“

„Jetzt erkläre ich mir auch die Verwunderung des Spezialisten, als er den Kranken wieder sah. — Durch seine eigene Dummheit hat er sich also seine Krankheit verschlimmert. Warum hast Du aber nichts dem Arzt gemeldet?“

„Was sollte das doch nützen? Geschehen war geschehen. — Dann wußte ich ja auch nicht, ob der Leichtkranke die Wahrheit gesagt hatte. Und sollte ich dann den Sonapp hineinbringen? Trotzdem er nicht mein Freund ist, kann ich's doch nicht.“

„Nun ja, laß es gut sein. Jetzt ist's nun zu spät.“

Lange Zeit saßen beide schweigend am Bett und wachten.

Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Ein und wieder sahen sie nach des Kranken Gesicht oder fühlten seinen Puls.

Volter dachte an diesem Schmerzenslager an ein anderes. Das marternde Sighen an dem Krankenbette seines besten Kameraden, dem er mit nichts helfen konnte, der in den letzten Tagen vor seinem Tode langsam dahin schwand. Wie qualvoll alle diese Stunden! Mit welchem Weh im Herzen sah er den Freund scheiden?

Bornemann war nicht in solche traurigen Betrachtungen versunken. Der Anblick eines Sterbebettes paßte nicht zu seinem sonst harmlos-heiteren Wesen. Es war mehr Neugier, mit der er den Kranken betrachtete. Er war nicht ohne Mitgefühl, aber ein trauriges Ereignis war bei ihm bald wieder vergessen.

„Volter, jetzt hat er sich bewegt!“

Aufmerksam blickten sie dem Kranken ins Gesicht.

Wie aus einem schrecklichen Traum erwacht, schlug dieser die Augen auf. Sein Schmerz mußte ihn aus seiner Betäubung geweckt haben, denn seine Büge verzogen sich zu einem schmerzvollen Ausdruck. Leise fing er an zu wimmern. Entsetzlich schmerzte ihn die Wunde. Bornemann und Volter hörten seine Zähne knirschen und sahen, wie er die Rippen zusammenpreßte und seine Augen schloß. Fest ballte er die Hände.

Hilfsbereit waren Volter und Bornemann aufgesprungen und stellten sich links und rechts vom Bett auf, gewärtig, ihn zu halten und eine Bewegung seines Rumpfes zu verhindern.

Einige Minuten lag der Kranke mit verzogenem Gesicht und verhaltenen Schmerzen da. Langsam glätteten sich, mit dem Schwinden des vorübergehenden Anfalls, seine Büge und groß öffnete er die Augenlider. Wie gläsern blickten die Augen zur Decke.

Bewegungslos standen die beiden Schüler lange Zeit am Bett und beobachteten den Todkranken.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ehrenhandel.

Von Blasco Ibañez-Madrid

Autorisierte Uebersetzung von Rascha G. Mann.

Als Bisentico, der Sohn der Serafina, aus Kuba zurückkehrte, geriet die ganze Straße in Aufregung. Um ihn und seine mit echtem Havannatabak gefüllte Zigarrentasche drängte sich die goldene Jugend des Stadtviertels, stets bereit, sich Zigaretten zu drehen und zum Dank mit erstaunlicher Gläubigkeit haarsträubende Geschichten anzuhören.

„In Motonja hatte ich ein Mulattenmädchen, die wollte mich auf der Stelle heiraten. Sie besaß Millionen, aber ich mochte sie nicht. Hatte zu viel Heimweh nach meinem Städtchen.“

Das war nun allerdings eine herbe Lüge. Sechs Jahre lang war er fort von Valencia, und trotz seines viel gerühmten und besungnen Heimwehs behauptete er, den heimischen Dialekt ganz und gar vergessen zu haben. Er hatte seine gesunde Junge anscheinend in Kuba gelassen und führte nun statt ihrer ein rätselhaftes Instrument in der Hand, durch welches seine Worte den süßlichen Klang einer melancholischen Flöte bekamen.

Durch seine Sprache und Erzählungen seiner geträumten Großtaten wurde Bisentico der König der Straße, das Gesprächsthema des Stadtviertels. Seine rot gestreifte Leinwandjacke, die feste Soldatenmütze, das vergoldete Bandelier, von dem der Ur-lauberstock herabhäng, die verbrannte Haut und das spitze Schnurrbartchen, alles das gewann ihm die Herzen aller jungen Leute, die neidlos seinen Ruhm ausposaunten. Und Mutter Serafina war stolz auf diesen Sohn, der sie „Mama“ nannte. Sie übernahm es zur Steigerung seiner Popularität den Nachbarinnen von den Unzen Goldes zu berichten, die er von drüben mitgebracht habe, und die guten Leute beiläufig, der reichlich vergrößerten Summe noch einige Nullen anzuhängen. Da war es nicht verwunderlich, daß ein Mann mit so reichen Vorzügen und dem Ruf mythischer Abenteuer, der hübschen Pepeta den Kopf betorehte.

Pepeta verkaufte morgens Früchte auf dem Markt. Das war ihre einzige Beschäftigung. Den übrigen Teil des Tages brachte sie, hübsch aufgezupft in der Tür ihres Hauses, und zankte mit den Nachbarinnen und sorgte für die nötige Aufregung der Straße durch zeitweilige Ausdrücke eines ungezähmten Dirnen-temperamentes.

Man fand sie stets intimer werdenden Beziehungen von Pepeta und Bisentico natürlich und geredfertig. Sie waren das distinktierteste Paar des Viertels. Außerdem munkelte man, daß schon vor seiner Kriegsfahrt nach Kuba etwas zwischen ihnen im Gange gewesen sei. Bedenkliches Kopfzerbrechen machte den guten Leuten nur, was wohl Menut dazu sagen würde, Menut, ein schwächlicher, lafferhafter Burtsche, der im Schlachthof Fleisch verteilte. Ein

Schurke mit heimtückischem Blick und Loden hinter den Ohren, schleichend wie das böse Gewissen, von dem man erzählte, daß er bei guten Gelegenheiten ganze Lämmer um die Ecke gebracht habe. Sicherlich, die Pepeta war besessen gewesen. Wie hätte sie sonst zwei Jahre lang die Eifersucht, die tyrannischen Forderungen dieses kleinen Büterichs ertragen, sie, das starke Mädchen, fähig, mit einem einzigen Schlag ihrer Hand ihm das Gesicht zu zerschlagen. —

Und jetzt würde also etwas geschehen. Na, und ob etwas geschehen würde! Das lasen die Nachbarin dem Menut an der Stirne ab, der wie ein verlassener Hund tagsüber durch die Straße irrte. Er verteilte nicht mehr Fleisch, an die Schlächter der Stadt. Vergaß seinen schamhaften Karren, und, noch tierischer durch den erlittenen Schlag, wußte er nichts Besseres zu tun, als im Café Parachuburta sich zu betrinken und dann hinter Pepeta herzulaufen, beschneiden, feig, mit Blicken sprechend, da seine Junge schwieg.

Das Mädchen aber war unzugänglich, endgültig ernüchtert. Wo hatte sie nur ihre Augen gehabt? Jetzt schien es ihr unmöglich, daß sie jemals diesen brutalen, schamhaften, trunkenen Menschen geliebt haben sollte. Welch ein Abgrund zwischen Bisentico und ihm! Bisentico mit seiner Würde wie ein General! Bisentico, der so gewählt zu parlieren wußte, der Liedchen sang und den „Tango“ tanzte wie ein Gott, der eine Mulattin mit vielen Millionen hätte besitzen können, wenn ihn nicht die Heimaterde so gefesselt hätte! Sie war höchst entrüstet, daß dieser Straßenjunge sich einbildete, daß das noch bestehen könnte, was doch nur eine Laune von ihr gewesen war, mitleidige Herablassung. Kurz, sie tat, als höre und sähe sie nichts, und seit der Zeit gab es in der Straße eine Seele in Rötten, und das war Menut.

In den Sommernächten, wenn die Hitze die Menschen hinaus auf die Straße trieb und sich Kreise um die kleinen Tische bildeten, auf denen das Abendessen verzehrt wurde, dann sah man den eifersüchtigen Kleinen sich schön in den Schatten drücken, geheimnisvoll und schicksalsschwer, wie der Verräter im Melodrama.

Welche Nächte! Pepetas junge Liebe hatte die Straße zum Schauplatz und als Publikum jene Kreise, inmitten derer das Akkordeon tönte, und die sie als Königin feierten. An ihrer Seite fehlte nie ihre Mutter, eine unbedeutende Alte, die den Mund nie aufstieß, ohne von ihrer Tochter einen Beizeis zu erhalten. Die Straße, ausgefüllt von des Tages Hitze, atmete auf in der ersten Kühlung der Nacht. Die Laternen, deren unbewegte Gasflammen wie mit Ocker an die Wand gemalt erschienen, ließen alles in einem erfrischenden Halbdunkel. Aus den Haustüren leuchteten als weiße Flecke die Gendärmer der Leute, von den Ballonen tönte rhythmisch das Geriesel begossener Pflanzen. Darüber ein dunkler und doch wie durchsichtiger Himmel, von dem ein weiches Licht herabfloß auf die Erde, die, wie neubelebt durch den kühlfeuchten Hauch tief aufzuatmen schien in neuem Leben.

Aus allen Türen tönte das melancholische Akkordeon, träumerisches Guitarrezupfen, auch tönender Chorbesang. Aus dunklen Ecken drang von Zeit zu Zeit lauter Stampfeslärm feindlicher Hunde, bis ein Nachbar die Streitenden durch Fußtritte verjagte. Ueberall wurden Umwegen von Wassermelonnen vertilgt, und im milden Stumpfsinn der Verdauung verwandelten sich die Töne des Akkordeons in Engelschöre.

In diesen Stunden allgemeiner Fröhlichkeit, inmitten der Straße, geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit der Nachbarn, schäkerten Pepeta und ihr Ur-lauber. Er flüsterte ihr mit dicker Stimme süße Dinge ins Ohr. Sie jedoch markierte in ihrer Haltung Ernst und feierliche Abwehr und kniff die Lippen zusammen, als sei sie in ihrer Keuschheit beleidigt. Es war nämlich ihre Ansicht, daß ein Mädchen, das auf sich hielt, stets dem Bräutigam eine ernste Miene zeigen müsse. Denn die Männer sind so eingebildet, und wenn man sie merken läßt, daß man nicht kalt bleibt — o je!

Währenddessen saß die arme Seele in Rötten in der Tür des kleinen Cafés, die Gurgel schier verbrannt durch den Branntwein und das Herz verbrannt durch die Liebe, und hörte in seiner Nähe die Witze schadenfroher Freunde und in der Ferne die Gesänge des Kreises der Pepeta. Und der frische Wind, der die Gardine in der Tür des Cafés leise blähte, trug getreulich alle Geräusche der Straße in den dumpfen Raum, über dem ein dichter Dunst von Gas und schlechten Spirituosen lagerte. Eben sang der Chor in Pepetas Haus: „Komm mit mir und fürchte dich nicht...“ Er glaubte die Stimme des Mädchens zu unterscheiden, kalt und schneidend wie stets, und dann die andere, die des Kubaners, der das „Komm mit mir“ mit so zärtlichen Tönen flötete, daß es dem Menut wie mit Messern die Brust durchdrang.

Heilige Mutter Maria! Noch in dieser Nacht mußten Flammen sprühen in der Straße! Und er stürzte aus dem Café, unbeachtet von den übrigen Gästen, die an derartige Ausbrüche schon gewöhnt waren. Jetzt war er nicht mehr die Seele in Rötten, jetzt ging er kalt entschlossen auf sein Ziel los, auf diesen verdamnten Kreis von Menschen, der ihn manche lange Nacht zur Raserei gebracht hatte.

„He, sieh da, der Kubaner, — Du Schurke!“

Eine allgemeine Bewegung des Schreckens, des Stannens. Die Drehorgel schwieg, der Chor verstummte, Pepeta hob stolz den Kopf. Was wollte denn der Strolch? Hier gab es doch keine Hammel zu stehen! Aber seine Frechheiten sollten ihm nichts nützen! Der Ur-lauber erhob sich behäbig und zog mit einer bramabasierenden Geste seine Jacke herunter.

„Mir scheint, mir scheint, das Würschchen möchte sich ein Süppchen einbroden.“ sagte der Kubaner, und verließ den Kreis, trotz der Mahnungen der anderen.

Pepeta hatte sich derweil beruhigt. Was sollte denn wohl passieren? Sicherlich, der Fluß würde kein Blut zu trinken bekommen. . . . Der Menut, — solch ein Schwächling, dem würde der andere schon Mores lehren! Weiter singen! Man würde sich doch nicht die Gemütslichkeit stören lassen! Und man stimmte zögernd und unlustig wieder den Gesang an, während man aus den Augenwinkeln Blicke hinüberwarf, wo sich die Gegner gegenüberstanden. Da tönte in eine Pause hinein die Stimme des Menut, der langsam und abgeleitet dem anderen die Worte ins Gesicht warf:

„Und Du bist doch ein Schurke, jawohl! Ein Lump, das bist Du!“

Alle sprangen auf die Füße, Stühle stürzten um, das Affordeon fiel in den Staub, einen leisen Jammerton ausstoßend, aber, so schnell man auch hingeweilte, es war zu spät. Die wütende Bildszene waren die beiden übereinander hergefallen, schlugen sich die Kugel ins Gesicht, stießen sich, auf den Melonenschalen ausruhend, und geifernten schmutzige Schimpfreden.

Plötzlich drehte der Kubaner sich im Kreis, um wie ein Saß hinzufallen, und in diesem Augenblick vergaß er die süße Sprache der Antillen und brüllte im Dialekt seiner Kindheit: „Mutter . . . Mutter, hilf!“ Wie eine in der Mitte zerschnittene Schlange wand er sich auf dem Pflaster und hielt sich den Leib dort, wo er das kalte Messer des Feindes gefühlt hatte, und preßte instinktiv den mächtigen Schnitt zusammen, aus dem sich ein Strom von Blut ergoß. Von allen Seiten drängten die Leute herbei, sich um den Gefallenen drängend. Die Wollons füllten sich und auf einem erschienen auch Mutter Serafina, ungelämmt, aus dem ersten Schlaf geschreckt durch den Hilfschrei des Sohnes, Schreidensschreie ausstoßend, ohne noch die ganze Größe ihres Unglücks zu begreifen.

Pepeta wand sich in Krämpfen in den Armen der Nachbarn. Wie eine wütende Bestie streckte sie die gespreizten Finger nach Menut aus und spie ihm förmlich mit kreischender, sich überschlagender Stimme immer wieder die Worte ins Gesicht: „Mörder! Feigling! Schuft!“ — Der Täter aber stand vollkommen ruhig da, ohne den Versuch, zu fliehen, mit traurigem Gesicht, den Kragen zerrissen, den rechten Arm bis zum Ellbogen von Blut gefärbt. Das Messer lag zu seinen Füßen. Als er dann auf seinen Schultern die Faust des Polizisten fühlte, sträubte er sich nicht, zuckte nicht zusammen, lächelte nur ein kleines Lächeln. So verließ er die Straße, die Hände auf dem Rücken gefesselt, das häßliche Gesicht blutig zerkratzt, und konterbierte mit den Schußleuten, in der Tiefe seines Herzens befriedigt, daß die Leute in dichten Anäueln ihm folgten, wie beim Erscheinen eines Kavaliere oder eines Toreadors. Als er bei seinem Café vorbeikam, grüßte er hochmütig die Freunde, die, als ob sie nicht dabei gewesen wären, ihn fragten, was denn eigentlich geschehen sei?

„Nichts weiter! Nur ein Ehrenhandel unter Männern!“

Und zufrieden mit seinem Schicksal, hoch ausgerichtet und triumphierend die Blicke der Umstehenden auffangend, ging er den Weg ins Gefängnis.

(Knappe's Revue.)

Varieté und Ueberbrettel.

Wenn man Schiller, dessen hundertundfünfzigsten Geburtstag wir eben gefeiert haben, etwas vom Varieté und seiner kulturellen Bedeutung erzählt haben würde, so hätte der große Dichter wohl kaum ein Lächeln für die Behauptung gehabt: Auch Springer, Gausler und Späymacher und ihre Künste wären der Kultur verwandt. Solche Dinge betrachteten damals auf dem Jahrmarkt im Städtchen die kleinen Leute. Und die kleinen Leute: das Volk, waren im achtzehnten Jahrhundert noch recht kulturfremd. Ein nur bescheidener Prozentsatz davon war des Lesens und Schreibens kundig und so schon unfähig, an der so plötzlich zur strahlenden Blüte sich entfaltenden Literatur Deutschlands teilzunehmen und von ihrer Erhabenheit sich begeistern zu lassen. . . . Wir Menschen von heute machen und großenteils ein ganz falsches Bild von der damaligen Bevölkerung und ihren Kunstansprüchen. Wir hören, daß wie durch ein Wunder Dichter über Dichter aufstanden und daß ihre Werke gelesen wurden. Und so reden wir uns in eine allgemeine geistige Volkserhebung um das Jahr 1800 hinein. Welch ein Irrtum! Der Unterschied zwischen Gebildeten und Nichtgebildeten war damals viel schärfer abgegrenzt. Die sogenannten oberen Schichten waren in der Tat zumeist auch die Träger von Bildung und Kultur, während die unteren Klassen in rein körperlichen Interessen aufgingen und beispielsweise noch in einem so mittelalterlichen Aberglauben schmachteten, daß dieser allein schon fast jede Art geistiger Erkenntnis ausschloß. Das Theater war für den Kleinbürger und Bauern so gut wie nicht vorhanden; ihm blieb der Jahrmarkt mit seinem bunten Schauplätze.

So ist es vielleicht zu erklären, daß die geistig nicht Erzogenen ihrer alten Liebe treu blieben und an Gauslern, Springern, Possenreißern auch heute noch mehr Gefallen finden — genau so wie vor hundert Jahren!

Wir nennen diese Leute heutzutage Schausteller und Varietédirektoren, je nach dem Umfange, der Größe des

Betriebes und der Reichhaltigkeit der gebotenen Schau. Mit der rapiden industriellen und der diese erst möglich machenden technischen Entwicklung Deutschlands mußten sich solche Darbietungen ja zu einer ganz besonderen Höhe emporheben. Es kommt hinzu, daß sich das Bildungsniveau durchaus nicht gleichmäßig hob mit dem Bestehen eines so schnell reich und groß gewordenen Volkes. Die Hingebung nach dem kraß Materiellen mußte wachsen und wuchs geradezu fabelhaft mit dem schnell aufblühenden Wohlstand, den Nebenberufen von Leuten, die geistig in keiner Weise vorbereitet waren auf ihre pekuniäre Nachstellung. Und diese nicht wegzuleugnende Macht beeinflusste schließlich derart den Geschmack des großen Publikums, daß wir am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts eine fast beispiellose Verwilderung der künstlerischen Sitten, eine allgemeine Geschmacksverwirrung und überhandnehmende Stillosigkeit beobachten müssen, die dem wirklichen Idealisten die schwersten Bedenken für die ästhetische und ethische Weiterentwicklung erregen mußte.

In dieser Zeit grobsinnlicher Venherlichkeiten hatten Varieté und Circus sich zu ungeachteten Machtfaktoren entwickelt. Es kam hinzu, daß Tausende und Abertausende von Besitzenden dem Theater, das ebenfalls in einer Schlammslut selbsterstichtes zu ersticken drohte, den Rücken lehrte und sich ganz der bunten Schau zuwandten. Selbst das Wenige, was vom Theater in geistiger Hinsicht noch zugemutet wurde, erlitt zu viel. Nur das Auge sollte gereizt, die Nerven durch immer neue, möglichst das Leben eines Menschen gefährdende Tricks getipelt werden! Was dem Ohr geboten wurde, konnte gar nicht leicht, trivial und albern genug sein! Man erfindet die Pantomime, die mit ihrem feinen französischen Vorbild aus früheren Jahrhunderten nichts gemein hatte, die nur Veine, Veine, Veine! und albernem Kostümaufwand zeigte und selbst jeglicher Grundidee ermangelte. Jeden, dem unsere große klassische Literatur und ihre hohen Kulturziele vor Augen standen, mußte ein Grauen anwandeln. . . .

Natürlich hatte diese Richtung, die übrigens aus den Einflüssen des auf total anderem Boden erwachsenen Amerikanismus neue Nahrung sog. überhaupt sehr schnell eine internationale Färbung erhalten. Auch jenseits des Rheines, wo eine weit ältere Geistespflege und Kultur auf viel festerem Sockel stand, hatte jene Ueberschätzung des Gegenständlichen zumgunsten des Ideellen Platz gegriffen. Auch dort hatte das Varieté seinen Siegeszug begonnen, der der alten gallischen Tradition von der Herrschaft des „Ciprit“ gefährlich zu werden drohte. Eine Reaktion mußte kommen! Sie kam, woher sie allein kommen konnte: aus den armjeligen Künstlerkreisen des Montmartre! . . .

Da gab es Talente! Da garte die Revolution schon lange gegen die kunstfremde Lüsterheit der Bourgeoisie! Da hatten junge geniale Menschen Dinge zu sagen, die längst ausgesprochen werden wollten, die all den lächerlich feisten Moral- und Kunstanschauungen Hohn in die Frage spieen!

Und da fand sich auch der Mann, der solch ein Bündel Feuerpfeile zusammenfassen konnte, der es verstand, sie dem citoyen de la Republique mit frecher Grazie entgegen zu schnellen! Ein ehemaliger Maler N. Salis eröffnete die Kneipe „Zur schwarzen Kage“, das „chat noir“. Dort trafen sich die jungen Zeichner, Maler, Bildhauer, Musiker und Literaten. Da stellten sie sich und ihre Werke hin; und bald kamen, wie auf die Verflüchtigung eines neuen Evangeliums die Leute von nah und fern, lauschten dem alten Marcel Begay, wenn er sein „Et tu iras, les pieds devant!“ (Mit den Füßen voran, wirst du hinausgehen) grölzte und waren paff, wenn Kristi de Bruant, der später ein eigenes Kabarett, das „Mirliton“ gründete, von den Dürren und Mördern seine wilden, seine Nüchternen kennenden Lieder sang. . . .

Schon hatten Reisende die Kunde dieses tollen Geisterspucks über die Bogenen gebracht, da kam ein junger Franzose, M. Henry nach München in die dortigen Künstlerkreise. Sein Erscheinen war der Punkt, der auch in Deutschland die Idee des Kabarett zum Aufkommen brachte. Und München hatte den Ruhm, die erste Stadt Deutschlands zu sein, die der neuen Kunst Raum gab. Dort begründeten die elf Scharfrichter ihr Kabarett. Es waren Maler, Literaten und allerhand Partisane der Kunst, mit nur einer Frau, die herbortrat: Marya Delbard, die Fremdin M. Henrys. Aber es haben aus den Soffiten dieser kleinen Bühne her Sterne am Kunststimmeln ihre Bahn gezogen. Frank Wedekind sang dort zuerst seine Balladen und der Lautenspieler Kothke ließ bei den „Elf Scharfrichtern“ seine Troubadourweisen erklingen. Auch technische Neuerungen kamen dort auf: So hatten — wohl in der Hauptsache dem rastlos geschäftigen Henry, dem entzündenden Stauver, zu danken — die Scharfrichter zuerst das verdeckte Orchester, die wandelbaren Hintergründe usw. An die Stelle von Salis in Paris, der um diese Zeit schon tot war, stellte sich hier M. Henry und wurde der erste Konferenzier, der — ich habe viele nachher gehört und habe selbst jahrelang in einem eigenen Kabarett konferiert — wohl alle, die in solchem Gewande auftraten, in den Schatten stellt.

In Berlin war Ernst v. Wolzogen mit seinem Ueberbrettel, das sich schon wieder dem Theater zuneigte, sehr erfolgreich, so lange er dem Geschmack des Publikums mit der Niedermeierei und den süßen Mädeln entgegenkam. Sowie er dann Hanno v. Gumpenberg das Wort erteilte und ähnlicher Fein- und Kleinkunst sich hold zeigte, verlor der in der Berliner Presse herrschende Auktorismus (vergl. Nr. 1) den kritischen Maßstab und unter der Devise: „Reite sich, wer kann,“ verließ die Günst der Klasse den noch eben so hoch-

gelobten Schriftsteller, der ja auch von München kam und der den Fehler beging, in der Köpenicker Straße auf die Presse zu schimpfen resp. ihr gute Lehren geben zu wollen.

Etwas zu gleicher Zeit eröffneten Max Lieke, der Maler, seinen „Hungerigen Begalun“, eine Art „Montmarrelabare“, und Schreiber dieier Zeilen „Die silberne Punischterrine“, die mit Bruants „Mirkton“ entige Ähnlichkeit hatte. Leute, die Sinn für Wig und von keiner preussischen Zensur bringte Satire hatten, kamen dahin. Es waren und blieben aber Künstlerabende, die keinerlei geschäftlichen Charakter hatten und haben sollten.

Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, die sogenannten „Berliner Kabarets“ entstehen zu lassen, die in spätester Nachtkunde fest- und kaviarlüsterner Schwärmer zu künstlerischen Genüssen einladen, die sich eben dem Geschmack der Gäste anpassen. Und diese Kabarets haben sogar die Provinzen ergriffen. Sie existieren dort, je nach der Stadtgröße, auf mehr oder weniger elegante Weise.

Die Varietédirektoren behaupten auch heute noch, irgend welchen Einfluß hätten Ueberbrett und Kabarets auf ihre Betriebe und deren Kunstichtung nicht gehabt. Ja, die Direktoren jener großen Bühnen mögen nicht einmal das Wort „Kabarett“ hören — warum? Das werden sie allein am besten wissen! Nun richtet sich aber das geschichtliche Urteil nicht nach den augenblicklichen Machthabern. Die Zeit vergleicht und prüft und da muß sie zu dem Urteil kommen, daß die Varietés, so sehr sie sich dagegen sträuben, doch teilweise von jenem neuen Geiste beeinflusst sind, den die wirklichen Kabarets atmeten. Denn die Schaubühnen, die früher nur Musteln gelten ließen, bieten jetzt oft wirklich künstlerische Leistungen. So hört man statt der fürchterlichen Koloraturfängerin, die ehemals nirgends fehlen durfte, jetzt die oft recht fein pointierte Diseuse; der Komiker ist hier und da zum wirklichen Humoristen avanciert. Eine Reihe, von Künstlerhand gemeistert, klingt in das Tobuwabohu und wirkliche Volkslieder, von erstklassigen Interpreten geungen, kommen zum Vortrag.

Ist das ein Schade? Sollten sich die, die für die Reichhaltigkeit des Programms verantwortlich sind, dessen schämen? — Doch wahrlich nicht! Wenn Kraft und Geschicklichkeit auf ihrem artistischen Höhepunkt allein Anspruch auf unsere Beachtung und unseren Beifall haben — unser höchstes Streben und Fühlen muß doch der Kunst gelten, die unser Leben reich und herrlich machen kann, auch wenn es sonst arm ist an Gold und goldenen Genüssen . . .

Gans Han.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Eduard von Gebhardt, der Bekannte Düsseldorf Historienmaler, ist zurzeit mit einer umfangreichen Kollektion von alten und neuen Gemälden im Salon Schulte vertreten. Gebhardt, der seinen Ruhm besonders der Darstellung biblischer Stoffe verdankt, gehört weder als künstlerische Individualität im allgemeinen, noch als Maler im besonderen zu den Meistern ersten Ranges. Ihm fehlt vor allem das rückwärtslose Vertrauen auf die eigene Kraft, das für den großen Künstler unerläßlich ist. Er bedarf der Vorbilder, an die er sich anlehnen kann, und der Autoritäten, die ihm beständigen müssen, daß er auf dem rechten Wege ist. Er wagt es nicht, seinem offenbar echten und starken religiösen Empfinden energischen Ausdruck zu geben. Die konventionellen Typen der biblischen Gestalten genügten ihm nicht, er suchte nach einem Neuen, das seine Ideen und Stimmungen tiefer und reiner widerspiegeln. Und ebenso wie Ullbe fand er im modernen Proletariat, in den Kreisen der Armen und Glenden unserer Tage die Gestalten, die er brauchte. Welchen reichen feilischen Gehalt er aus diesen Köpfen und Figuren herauszubolen vermag, beweisen seine Naturstudien. Aus ihnen spricht ein wirklich ungewöhnlich starkes, echtes und eigenartiges künstlerisches Temperament. Aber sobald er nach diesen Studien Werke schafft, die für die breite Öffentlichkeit bestimmt sind, arrangiert, verwässert, vergrößert und verflacht er an allen Ecken und Enden. Er wagt dann, nach überlaster Epigonenart, überhaupt nicht mehr seine eigene Sprache zu sprechen, sondern er bedient sich der malerischen Ausdrucksformen der alten Niederländer. Und ebenso deutlich tritt Gebhardts unfreie Kompromislnatur auf seinen religiösen Gemälden in der Wahl der Trachten und Umgebungen zutage. Die landesübliche gedankenlose Konvention widerstrebt ihm auch hier, aber anstatt, wie Ullbe, den entscheidenden Schritt zu wagen und die biblischen Geschichten resolut in die lebendige Gegenwart zu versetzen, wählt er einen Ausweg, der weder ganz konventionell noch ganz revolutionär ist und knebete die Menschen und Ereignisse in das Gewand des Reformationszeitalters.

Die Ausstellung bei Schulte enthält in vier Zimmern eine sehr reichhaltige Auswahl von Arbeiten Gebhardts, darunter das große Abendmahlbild, die Bergpredigt, die Austreibung aus dem Tempel, die Aufweckung des Lazarus, die Rückkehr des verlorenen Sohnes, Christus auf dem Meere usw. sowie einige Bildnisse und zahlreiche Studien. Aus ihrer Gesamtheit gewinnt man den Eindruck, daß hier eine urwüchsige Begabung und ein starkes Temperament vergeblich nach unbehindertem und reifstem Ausdruck ringen und immer wieder auf das banale Niveau der Konvention

zurücksinken, aus deren Fesseln sie sich nicht zu befreien vermögen. Fade, verwässernene Süßlichkeit in Farbe und Zeichnung steht oft unermittelt neben herber und herber, oft direkt ins grotesk Theatralische verzerrter Patheit. Merkwürdig ist auch, daß Gebhardt, der im vorigen Jahre seinen siebzigsten Geburtstag feierte, während der langen Zeit, da er als Maler tätig ist, keine eigentliche künstlerische Entwicklung durchgemacht hat. Seine frühesten Arbeiten aus den sechziger Jahren zeigen schon alle die charakteristischen Mängel und Vorzüge, die seinem Schaffen noch heute eigen sind.

J. S.

Physikalisches.

Wie groß ist der Atmosphärenbruch der Sonne? Eine Atmosphäre von derselben Beschaffenheit, wie die unserer, in der also Menschen atmen könnten, ist auf der Sonne nicht zu finden; aber wie um die Erdrinde eine Gaschicht gelagert ist, die sich im wesentlichen aus Sauerstoff und Stickstoff zusammensetzt und die wir eben Atmosphäre nennen, so ist der Sonnenkörper von einer Gasatmosphäre umgeben, die im wesentlichen aus Wasserstoffgas und vergasstem Eisen besteht — in der Tat, das Eisen, das wir auf der Erde nur als fester Körper und als geschmolzenes Eisen, und höchstens im elektrischen Lichtbogen in kleinen Mengen vergast kennen, kommt auf der Sonne in gasförmigem Zustand weit verbreitet vor. Alles dies lehrt uns die Spektralanalyse. Wenn Körper sehr erwärmt werden, so senden sie weißes Licht aus, das im Glasprisma in das bekannte Regenbogenband rot, orange, gelb, grün, hellblau, indigoblau, violett zerfällt. Betrachtet man ein solches Farbenband durch ein Vergrößerungsglas von genügender Schärfe, so sieht man in ihm an bestimmten Stellen schmale, dunkle Linien, und aus diesen Linien hat man die interessantesten und wichtigsten Lehren gezogen. Von Hause aus fehlen in dem Regenbogenbause, das man wissenschaftlich „Spektrum“ nennt, die dunklen Linien; also wenn man das Licht einer Flamme unmittelbar durch das Glasprisma fallen läßt und das entstandene Spektrum mittels des Fernrohres prüft, so sieht man eine ununterbrochene, durch keinerlei schwarze oder sonstige Linien geteilte Farbenreihe. Wenn aber die Lichtstrahlen, bevor sie zum Glasprisma gelangen, durch einen Raum gehen, in dem sich irgend ein Dampf oder Gas befindet, so zeigen sich die nach einem ihrer ersten Beobachter als Fraunhoferische Linien bezeichneten Streifen, und aus ihnen erkennt man nicht nur, daß ein Gas oder Dampf von den Lichtstrahlen durchwandert ist, sondern man erfährt auch, was für ein Dampf dies war. Wenn etwa ein mit Natrondampf angefülltes Glasrohr den Weg der Lichtstrahlen unterbrach, oder wenn auch nur in der Luft, darin die Lichtstrahlen sich bewegten, Natrondampf enthalten ist, so sieht man im gelben Teil des Spektrums eine schwarze Linie, die sich übrigens, wenn man sie durch ein sehr scharfes Vergrößerungsglas betrachtet, in zwei einander sehr benachbarte Linien auflöst. War Kaliumdampf von dem Licht durchwandert, so zeigt sich eine Linie in einem anderen Teil des Spektrums, handelte es sich um den Dampf des Elementes Lithium, der bei den Glühstrümpfen wichtige Verwendung findet, so liegen die dunklen Streifen wieder an anderen Stellen des Spektrums, bei Quecksilberdampf auch an anderen Orten, und so hat jeder Dampf seine charakteristischen Linien, die nur bei diesem bestimmten Dampf sich in dieser Anzahl und an diesen Stellen des Spektrums bemerkbar machen. Gehen die Lichtstrahlen durch ein Gemisch von mehreren Dämpfen oder Gasen, so zeigen sich im Spektrum sowohl die einem von ihnen, als auch die dem anderen zugehörigen Linien und Streifen, man kann also auch erkennen, ob das Licht durch ein Gasgemisch gegangen ist und aus welchen Bestandteilen es sich zusammensetzt. Diese Tatsachen sind so sicher, daß man sie nicht nur auf irdische Lichtquellen und irdische von Dampf erfüllte Räume anwenden darf, sondern auch auf Licht von irgendwelchen, sehr weit entfernten Weltkörpern. Man kann also mit Bestimmtheit sagen, wenn das Licht eines Fixsternes, bevor es zu unserer Erde dringt, durch ein Gas gegangen ist, und was das für ein Gas war. In dem Spektrum des Sonnenlichts zeigen sich nun die Linien, die dem Wasserstoffgas und dem Eigendampf angehören, also muß um die Sonne ein Gemisch dieser beiden Substanzen gelagert sein, das heißt die Sonnenatmosphäre besteht im wesentlichen aus ihnen. Wenn aber das Gas, durch das der Lichtstrahl ging, stark zusammengedrückt ist, so zeigen sich die Fraunhoferischen Linien ein wenig nach dessen rotem Ende hin verschoben; es handelt sich nur um ganz kleine Bruchteile eines Millimeters, aber die heutigen Meßinstrumente der Physik sind so fein gearbeitet, daß man auch so kleine Lageunterschiede genau feststellen kann. Es kommt auch auf die Größe der Linienverschiebung an, denn je mehr die Linien nach der roten Seite verschoben sind, um so dichter ist das Gas. Bei der genauen Ausmessung des Sonnenspektrums zeigte es sich, daß die dunklen Eigendampf- und Wasserstoffgaslinien dem roten Spektrumende näher liegen, als es der Fall sein müßte, wenn diese Dampfschicht die Dichte der Erdatmosphäre hätte, die bekanntlich gleich dem Druck einer Quecksilbersäule von 760 Millimeter Quecksilber ist; also ist die Sonnenatmosphäre dichter als die der Erde, und zwar beweist die Größe der Verschiebung, daß bei der Sonne die Atmosphärendichte etwa vier- bis fünfmal so groß ist als bei der Erde.